**Marianne in Indien**

Lion Feuchtwanger

1

In der dritten Woche nach der Abfahrt aus Portsmouth hatten sich alle Passagiere der ›Duke of Grafton‹ be­schnüffelt, angefreundet oder verfeindet, und jeder kannte jeden von innen und außen. Die Reise von England nach Indien dauerte lange, man mußte das Kap der Guten Hoffnung umsegeln. Von Portsmouth nach Madras rech­nete man, wenn es gut ging, neunzehn Wochen, es kam aber auch vor, daß man sechs Monate an Bord bleiben mußte. Man fuhr jetzt die Westküste Afrikas hinunter, es war verdammt heiß. Die Schiffe der Ostindischen Kom­pagnie waren nicht die komfortabelsten, und die ›Duke of Grafton‹ war nicht das komfortabelste unter ihren Schif­fen. Die mangelnde Bequemlichkeit war unangenehm, unangenehmer die Hitze; aber das Schlimmste war die Langeweile.

Es waren insgesamt außer der Besatzung einundvierzig Passagiere an Bord. Zumeist Militärs, die Mehrzahl zum ersten Mal auf dem Weg nach Indien, dann einige Beamte der Handelsgesellschaft, ein Geistlicher. Nur fünf Da­men: die Generalin Clavering, eine Miss Pearce, Frau und Tochter des Residenten der Kompagnie in Moorshedabad, dann eine deutsche Dame, Mrs. Imhoff, in Begleitung ih­res Mannes und ihres vierjährigen Kindes.

Indien war strapaziös und verlockend. Man mußte, ging man dort hin, in großer Not sein oder sehr viel Mut und Zutrauen zu seinem Glück haben. Viele kehrten zurück mit dickem Geld und zerstörter Gesundheit, viele nur mit zerstörter Gesundheit, viele verendeten frühzeitig unter dem bösartigen Himmel. Ein unangenehmes Land, hun­den Grad Fahrenheit schon im Frühjahr, und eine un­heimliche Bevölkerung. Siebzehntausend Weiße unter siebzig Millionen Farbigen. Alles unzuverlässig, unbere­chenbar; niemals, wenn man in diesem Land war, hatte man festen Grund unter den Füßen. Die militärische Kar­riere freilich ließ sich dort bunt und vielversprechend an, alle Chancen waren üppiger als sonstwo. Hatte nicht der dreißigjährige John Charles Maclin, Bruder des Hugh Maclin hier auf dem Schiff, in vier Jahren vierzigtausend Pfund gemacht? Dafür nahm mancher eine kranke Leber in Kauf.

Was also achtunddreißig von den einundvierzig Passagie­ren der ›Duke of Grafton‹ in Indien wollten, lag offen zu­tage. Nur: was in aller Welt suchte dieser Deutsche auf dem Schiff, dieser etwas dickliche, bewegliche, schon an­gegraute Herr mit Weib und Kind? Er nannte sich Chri­stoph Karl Adam Baron Imhoff. Allein man glaubte nicht recht an seinen Adel, auch die Passagierliste des Schiffes nannte ihn einfach Mr. Imhoff. Einigen von den Passagie­ren hatte er erzählt, er sei Maler, er suche Motive in In­dien, wolle vornehmlich einheimischen Füsten Miniatur- Porträts malen, à la mode, auf Elfenbein und Porzellan. Ein abenteuerlicher Plan, doppelt dunkel, wenn einer Weib und Kind mitschleppte. Man hörte seine farbigen, in geläufigem, fehlerhaftem Englisch vorgebrachten Erzäh­lungen kühl an, blieb reserviert vor seinen zudringlichen Versuchen, ins Gespräch zu kommen, ließ das deutsche Ehepaar vereinsamt.

Das hinderte nicht, daß das fremdartige Paar alle Passa­giere höchlich interessierte. Mrs. Imhoff war viel jünger als ihr Mann, vielleicht zweiundzwanzig, hatte zarte und doch frische Farben, zu blondem Haar eine sehr feine Haut, graue Augen unter einer niedrigen Stirn. Sie lachte gern mit kleinen, zierlichen Zähnen. Die ganze Frau, ob­wohl sie lang und groß war und für einen in der Nähe Stehenden vielleicht etwas scharfe Züge hatte, wirkte zart und behend. Haltung und Gespräch der Herren, prome­nierte diese zweifelhafte Baronin über Deck, änderten sich. Man redete lauter dann, interessanter, riß Geste und Bewegung elegant zusammen. Die Damen hingegen, vor­nean die Generalin Clavering, wurden, kam Mrs. Imhoff in die Nähe, stumm, ihre Gesichter hölzern.

Man war unter einem gleichmäßig tropischen Himmel, schwitzte, langweilte sich. Drei Wochen auf einem Schiff sind eine lange Zeit, und wenn man unter den andern eine verwickelte, viel nüancierte Gemeinschaft sieht, aus der man selber ausgeschlossen ist, dann spürt man die Länge der Fahrt doppelt. Vielleicht litt das deutsche Ehepaar darunter am meisten, vielleicht hatten unter allen an Bord sie die trübste, schwerste Zukunft vor sich; doch der Baron machte nach wie vor heitere, ungenierte Versuche, den andern näher zu kommen, die Baronin hielt ihr helles, hübsches, kleinzahniges Lächeln fest. Auch die ständige Mühe um ihr Kind schien die Baronin nicht anzufechten. Unter allen Wesen an Bord war, abgesehen von den Rat­ten, dieser vierjährige Knabe das beweglichste. Von der Mutter mit unveränderter Freundlichkeit zurechtgewie­sen, gebeten, getröstet, lief der kleine, dicke Bursche von einem Ende des Schiffes zum andern, spielte mit Hund und Vögeln, stellte dem Kapitän unverständliche, deut­sche Fragen, krähte, plärrte, störte die Matrosen in ihrer Arbeit, verlor sich jede Woche drei bis vier Mal unauffind­bar unter Segelwerk, im Kielraum, war immer in Lebens­gefahr, kroch und fiel den Passagieren zwischen den Bei­nen herum. »Karl! Aber Karl!« hörte man tagaus, tagein die helle Stimme der Mrs. Imhoff, und die Passagiere er­klärten einander, daß Karl Charles heiße.

Einmal, beharrlich und ungeschickt einen Kreisel trei­bend, geriet der Knabe Karl in die Nähe der Generalin Clavering, die, trotz der Hitze würdig und vielfältig be­kleidet, über das Verdeck schritt. Der Kreisel verfing sich in ihrer Schleppe. Der dicke Knabe lief zu, fiel, hielt sich an ihrem Rock fest, riß den Rock entzwei. Die Generalin raffte das zerrissene Kleid, verkniff säuerlich das große Gesicht, wollte wortlos weiter. Mrs. Imhoff kam hinzu, sprach beflissen, zart überrötet, in einem Gemisch von Deutsch und Englisch auf die Generalin ein, auf den Kna­ben, ihn offenbar auffordernd, er solle sich entschuldigen. Aber das Kind stand pausbäckig und verstockt, die run­den Augen starr geradeaus. Die Generalin erwiderte kalt: »Ich verstehe nicht,« hob die Achseln, ließ sie ausdrucks­voll fallen, ging, Kopf hoch, Augen stramm nach vorne, weiter. Mrs. Imhoff sah nicht mehr hell und heiter aus. Ihr Rücken wurde schlaff, ihr Gesicht, peinvoll, tiefrot, zuckte, scharfe Linien zeigten sich. Sie war auf einmal eine müde, kummervolle Frau.

Wie sie, den schmollenden, verbockten Knaben an der Hand, sich entfernen wollte, kam ein kleiner Herr in kaf­feebraunem Rock auf sie zu, langes Gesicht, lange Nase, lange Augen unter breiter Stirn, starkes Kinn, die Klei­dung trotz der Hitze akkurat gefältelt, gebunden und ge­knöpft, und sagte langsam, höflich: »Es muß schwer sein, Mylady, eine so lange Reise mit einem Kind zu machen, auch wenn das Kind sehr nett und die Mutter sehr gedul­dig ist.« Mrs. Imhoff schaute den Kaffeebraunen an, sie erinnerte sich dunkel, daß der Baron ihr gesagt hatte, der kleine, reservierte Herr sei sehr wichtig; aber er lasse nie­mand an sich heran. Sie lächelte sogleich wieder freundlich und sah zart und jungmädchenhaft aus. »Oh, mein Herr,« sagte sie in gebrochenem Englisch, »es ist im Gegenteil. Es ist schön, es ist süß,« korrigierte sie sich, »ein Kind mit sich zu haben, und es ist scheußlich, ohne.« Der Kaffee­braune hörte aufmerksam zu, versicherte nochmals, sehr langsam, in einfachen Worten, damit sie ihn verstehen könne, wie nett der Knabe sei. Vermutlich war er außer der Mutter der einzige an Bord, der diese Meinung hatte. Mrs. Imhoff erwiderte eifrig, entschuldigte sich wegen ih­res gräßlichen Englisch. Der Herr fand ihr Englisch wun­dervoll. Er schien wenig stattlich, doch intelligent. Die Baronin war größer als er, ihre helle, muntere Art stach ab von seiner etwas gravitätischen. Die Damen schauten er­bittert, die Herren angeregt der Unterhaltung zu. Der Baron kam heran. In der Hitze und der Langeweile des Schiffes schienen die drei die einzigen, die sich wohlfühl­ten. Des Mittags aßen sie zusammen, der Knabe Karl schüttete Brühe über den Rock des Kaffeebraunen, und der Kaffeebraune fand das reizend.

Nach dem Lunch, als man in den Kabinen ruhte, erklärte der Baron seiner Gattin die Stellung des Kaffeebraunen. Der war ein gewisser Mr. Warren Hastings. Die Baronin hatte den Vornamen Warren nie gehört und bemühte sich in ihrem hellen Schwäbisch, ihn verständlich auszusprechen. Der Baron setzte ihr auseinander, dieser Mr. Hastings gehe als Erster Rat nach Madras. Da der Gouverneur von Ma­dras, ein Herr Du Pré, alt und nurmehr dekorativ sei, habe dieser Mr. Hastings faktisch die Präsidentschaft Madras zu regieren. Was die Präsidentschaft Madras sei, fragte die Baronin gähnend; denn jetzt fühlte sie, doch nicht unange­nehm, Hitze und Müdigkeit. Ob sie so groß sei wie das Herzogtum Württemberg. Sie stammte aus Stuttgart, und bisher, vor dieser großen Reise, hatte sie außer Stuttgart nur die Stadt Nürnberg kennen gelernt, wo der Baron die letz­ten Jahre gewohnt hatte. Ja, die Präsidentschaft mochte so zwanzig Millionen Seelen zählen, Württemberg achthun­derttausend. Da sei also der kleine kaffeebraune Herr ge­wissermaßen mächtiger als der Herzog Karl Eugen, sagte die Baronin und mußte lachen. Ja, versicherte eifrig Karl Adam und begann Marianne wieder einmal die indischen Dinge in starken Farben zu schildern. Das riesige, men­schenwimmelnde Land mit seiner seltsamen, hochkulti­vierten, babyhaft schwachen Bevölkerung, die jeder kluge, entschlossene Mann mit dem kleinen Finger unterwerfen könne. Lord Clive hatte gezeigt, daß 900 Engländer mit 50 000 Eingeborenen fertig werden konnten. Merkwürdige Kerls, die Eingeborenen. Bei aller Feigheit manchmal recht bedrohlich. Besonders, wenn es sich um ihre Götter und heiligen Tiere handelte. Sie wichen aus, bückten sich, waren nicht zu fassen. Schworen wegen läppischer Dinge zahllose Meineide, wunderten sich, wenn man sich dar­über wunderte. Starben beharrlich, wortlos, um ebenso läppische Dinge. Herr von Imhoff fantasierte von den Märchenschätzen, den Dschungeln, den Pagoden, den auf Gold und Elefanten thronenden Radschas, den mit ma­gnetischen Kräften begabten Heiligen, den Tempeltänze­rinnen, dem unendlichen Gewimmel der jedem Weißen dienstbaren Sklaven. Er sprach von den großartigen Mög­lichkeiten, welche die europäische Konstellation, der Krieg, das Durcheinander der holländischen, englischen, französischen Interessen einem klugen Mann in diesem Lande biete. Man müßte nur, etwa als Berater eines einhei­mischen Fürsten, die Interessen der einzelnen europäi­schen Länder gegeneinander ausspielen. Herr von Imhoff träumte davon, wie er mit seiner Miniaturenmalerei die Gunst eines der einheimischen Potentaten gewinnen, sich ihm unentbehrlich machen, aus dem riesigen Kuchen In­dien sich ein gutes Teil herausschneiden, millionenschwer nach Europa zurückkehren werde.

Marianne hörte schweigend zu. Die zarten Lider lagen bläulich geschlossen mit langen, dunkelblonden Wimpern. Sie liebte ihren Mann und hörte ihn gern reden, weil er bunt und abenteuerlich war. Es war so monoton gewesen in Stuttgart, man lebte ärmlich, eine kleine Anna Maria Apol­lonia Chapuset, dritte Tochter einer armen französischen Emigrantenfamilie, sich an dem prunkvollen württem­bergischen Hof nur an der Peripherie haltend, immer kämpfend gegen schlecht verhehlte Verachtung. Als da der weitgereiste, weitläufige, fränkische Baron auftauchte, der langen, zarten, unerfahrenen Marianne Chapuset glühend den Hof machte, war es nicht verwunderlich, daß ihr seine Galanterie letzte, höchste Traumerfüllung schien. Rasch und willig verführt, wunderte sie sich, wie glatt und groß­artig alles ablief. In einer von allen Seiten pathetischen Un­terredung zwangen Vater und Bruder den schon etwas an­gejahrten, abgeschabten Baron, Marianne zu heiraten. Karl Adam von Imhoff hatte viel erlebt und von einer län­geren Reise in der Türkei einen gewissen Fatalismus mit­gebracht. Warum nicht? sagte er und heiratete. Bedenken hatte nur die Mutter Susanna Chapuset. Ihr gefiel der Baron Imhoff gar nicht; er war windig, ein Abenteurer, ohne Geld. »Da hast du dich auch nicht ins Selzhäfele ge­setzt,« sagte sie sorgenvoll, als Marianne mit ihrem Gatten in die Kutsche stieg. Unter Selzhäfele aber verstand man Töpfe mit Himbeermark, wie man es in jener Gegend be­sonders lecker bereitete. Trotz der Befürchtungen der Mutter Chapuset hatte sich indes die Ehe nicht schlecht angelassen. Man war nach Nürnberg gezogen, ein erstes Kind war gestorben, das war vielleicht ganz gut. Dann bot sich Gelegenheit, auf nicht recht einwandfreie Art Schul­den zu machen. Marianne verstand nichts von Geschäften und litt nicht unter Schulden. Als es brenzlig wurde und der Baron die abenteuerliche Fahrt nach Indien vorschlug, trug sie kein Bedenken, einen letzten, großen Coup zu machen, und pumpte ihrerseits aus dem geschädigten, dummen Gläubiger ein letztes, großes Darlehen heraus. Jetzt also war man auf der ›Duke of Grafton‹ mit einem gesunden Kind, viel Zuversicht, sehr wenig Geld.

Auch der Kaffeebraune mit dem schwierigen Vornamen ruhte auf seinem schmalen Bett in der heißen Kabine. Er war sechzehn Jahre in Indien gewesen, böses Klima, schwierige Verhältnisse, Strapazen aller Art gewöhnt. Ge­wöhnt, in schwierigen militärischen Situationen rasche Entschlüsse zu fassen, mit unverständlichen Eingebore­nen komplizierte diplomatische Verhandlungen zu füh­ren. Gewöhnt, Maßnahmen, die in Madras oder in Kal­kutta ebenso selbstverständlich wie im Geschäftshaus der Ostindischen Kompagnie in der Leadenhall Street in Lon­don unbegreiflich erschienen, mit großer Geduld für Lon­don gegen London zu verteidigen. Gewöhnt, wenn man in London Geld *und* Humanität wünschte, aus dem Di­lemma Geld *oder* Humanität immer wieder herauszufin­den. Er war gewohnt, Waren zu prüfen, riesige Transporte zu organisieren, Stapelplätze zu errichten, die zugleich Festungen waren, sich zwischen den Wechselfällen von Seekriegen, die nach Piraterie ausschauten, durchzuwin­den, geschäftliche Transaktionen durchzuführen, die in die hohe Politik hineinschmeckten. Er hatte seinen Spaß daran, in einem unerträglichen Klima Politik, Strategie, Eingeborenenpsychologie, englische Zivilisation, indi­sche Kultur so ineinander zu mengen, daß für Leadenhall Street eine hohe Dividende heraussprang. Nebenbei las er lateinische Klassiker, schrieb Verse, trieb Sport, erlernte die Sprachen der Eingeborenen. Es gab nur Eines, was ihm an die Nieren ging, das war Beschäftigungslosigkeit. Er wußte, je härter die Lage war, um so mehr nahmen seine Kräfte zu. Hier auf dem Schiff konnte er nichts tun als Klassiker lesen und mit Major Archibald Callender Schach spielen. Das machte ihn krank.

Er konnte nicht schlafen. In der heißen Kabine überlegte er, daß es im günstigsten Fall noch sechzehn Wochen dau­ern werde, bevor er in Madras anlangte. Er überlegte, daß er hatte Schulden aufnehmen müssen, um die reichlichen Pensionen weiter zu zahlen, die er während seines engli­schen Aufenthaltes seinen zahlreichen armen Verwandten ausgesetzt hatte. Er dachte an die Herrschaft Daylesford, die er jetzt wieder gesehen hatte, das alte, vor drei Genera­tionen veräußerte Familiengut. Waren zehn Jahre Arbeit in Madras und in Bengalen zu viel, um Daylesford zu­rückzugewinnen? Sie waren nicht zu viel. Er lächelte mit langen Lippen.

Als die Abendkühle einfiel, traf er die deutsche Dame an Deck. Er fand den Jungen wirklich nett, aber es war nicht unangenehm, daß Lady Imhoff ihn schon zur Ruhe ge­bracht hatte. Mr. Hastings trug wieder einen kaffeebrau­nen Rock, doch diesmal einen andern. Die Baronin hatte sich umgezogen, sie erschien in einem Gewirr von hellen Tüchern, Schleiern, Spitzen, das blonde Haar turmhoch aufgebaut, mit zierlichen Bändern gehalten. Mr. Hastings erzählte von Madras und Bengalen. Sehr anders als Herr von Imhoff. Er sprach von Ziffern, Zöllen, Steuern, Ver­waltungsmaßnahmen. Die Baronin hörte freundlich lä­chelnd zu. Glitt ab vom Faktischen, wurde sentimenta­lisch, wie es die Mode vorschrieb. Doch es zeigte sich, daß es infolge der Verschiedenheit der Sprachen schwer war, sich auf diesem Gebiet zu verständigen. Der Kaffeebraune sah aufmerksam auf die langen, rosigen Lippen der blon­den Frau, verstand vieles falsch oder gar nicht, und beide, während sie die seelischen Veränderungen erörterten, die der Himmel bewirkt, mußten über ihre sprachlichen Miß­verständnisse oft und herzlich lachen.

Sämtliche andern neununddreißig Passagiere, auch der Kapitän, die Besatzung, die farbige und die weiße Diener­schar, schauten interessiert dieser Unterhaltung zu. Die Generalin Clavering sagte zuerst sich, später anderen, es sei jetzt evident, daß das Anrüchige an diesem Ehepaar von der Frau ausgehe, nicht vom Mann. Während sie frü­her Mr. Imhoff hatte abfahren lassen, beschäftigte sie sich jetzt mitleidvoll mit dem von seiner Gattin so gröblich Vernachlässigten.

Mr. Hastings war gewöhnt, Gespräche so zu lenken, wie es ihm beliebte. In den überaus schwierigen Unterredun­gen mit Eingeborenen, in denen der krümmste, blumigste Weg der geradeste war, konnte ihn nichts von seinem Ziel abbringen. In dieser Unterredung mit der Baronin Imhoff führte sie. Mr. Hastings korrigierte geduldig die zahlrei­chen Fehler der Baronin. Sie lachte, verbesserte sich, prägte sich das Richtige ein, machte in der nächsten Mi­nute den gleichen Fehler. Hastings fand, was sie sagte, sinnvoll und reizend.

Bei Tisch teilte der Baron dem Ersten Rat der Präsident­schaft Madras seine Ansichten über Indien mit. Der Baron war ein fantasiereicher Mann, mit Einfällen, absonder­lichen Assoziationen, Sinn für Farben, für Poetisches. Mr. Hastings fand Geschmack an ihm. Er hatte selber Freude an Poesie. Arbeitete an der Übertragung eines kleinen indischen Epos. Auch an seinen beschäftigtsten Tagen widmete er den Musen mindestens zwanzig Minu­ten. Aber er trennte säuberlich Dichtung und Geschäft, und seine Verehrung indischer und persischer Verse hin­derte ihn nicht, die Interessen der Handelsgesellschaft ge­gen Hindus und Mohammedaner scharf wahrzunehmen. Marianne konnte dem englisch geführten Gespräch der Männer nicht recht folgen, warf ab und zu einen banal schalkhaften Satz ein.

Hernach, im Bett, setzte der Baron seiner Frau auseinan­der, die Erfolge dieses Mr. Hastings rührten daher, daß er kein Philosoph sei. Wer erst lange frage, wozu und warum, könne eine Handlung nie mit wirklichem Erfolg durchführen. Dieser Mr. Hastings werde Indien vermut­lich deshalb vollends erobern, weil er sich nicht frage, wozu. Er, Karl Adam, sei natürlich viel begabter als der Kaffeebraune. Aber leider sei er ein Philosoph, gewisser­maßen ein Dichter. Darum müsse er sich darauf beschrän­ken, die Pastete zu verstehen und zu erklären, indes der Kaffeebraune sie esse.

Marianne, während ihr Karl Adam dies erklärte, schlief in freundlicher Laune ein. Sie hatte ungeheuren Respekt vor ihrem Mann und seiner Philosophie; aber sie wußte auch ohne ihn sehr genau, was mit dem kleinen, gravitätischen, kaffeebraunen Herrn los war. Er gefiel ihr, denn sie fühlte sich ihm überlegen. Der romantische Baron war ihr über­legen, darum liebte sie ihn.

Den Vormittag darauf ereignete sich eine kleine, peinliche Szene. Der Knabe beschmutzte die Kabine. Die Baronin, die auf Sauberkeit hielt, gab der Stewardess Auftrag, Ord­nung zu machen. Die Kabine kaum gesäubert, be­schmutzte sie der Knabe Karl von Neuem. Das Mädchen, von Neuem herbeigeholt, maulte. Die Baronin bat Karl Adam, er möge der Person ein Trinkgeld geben. Karl Adam erklärte sich dazu außerstande. Er hänge nicht am Geld, doch die fünfzehn Louisdor, die er jetzt noch besitze, seien für den Aufenthalt in Indien bestimmt. Sie reichten höch­stens eine Woche, und er habe sich fest entschlossen, sie nicht anzugreifen. Das Mädchen stand während dieser Un­terredung dabei, rührte nicht die Hand. Sicher begriff sie nicht die deutschen Worte, doch wahrscheinlich den Sinn. Als nichts erfolgte, ging sie, ohne den Befehl der Baronin ausgeführt zu haben. Marianne überlegte, ob sie sich be­schweren solle, zog es vor, das Mädchen freundlich zu bit­ten, durch eine kleine Schmucknadel zu besänftigen.

Zum Diner zog sich der Baron jetzt besonders glänzend an. Viel glänzender als der Erste Rat von Madras, der nach wie vor abwechselnd seine beiden kaffeebraunen Röcke trug. Aber der Atlasrock Imhoffs war etwas verschlissen, auch die Perücke hätte erneuert werden sollen, und der strenge Mr. Hastings stach, nicht zum Vorteil des Barons, sehr von ihm ab. Marianne schwatzte viel deutsch; wenn sie englisch sprach, machte sie die gleichen Fehler wie am ersten Tag. Sie sah, daß der korrekte Mr. Hastings ihr plapperndes Schwäbisch ebenso reizend fand wie ihr feh­lerhaftes Englisch. Sie liebte ihren Mann und beschloß, Mrs. Hastings zu werden.

Die Generalin Clavering war jetzt viel mit dem Baron Im­hoff zusammen. Kam Marianne hinzu, so wurde sie höl­zern, tat nicht mehr den Mund auf, verabschiedete sich bald. Marianne beschloß, Mrs. Hastings zu werden und den Vortritt vor der Generalin zu haben.

Drei Tage später erkrankte Warren Hastings. Der medizi­nisch gebildete Reverend A. Salmon konnte den Sitz des Übels nicht feststellen. Verordnete, etwas ins Blaue hin­ein, fieberstillende Mittel. Es war aber der Grund der Er­krankung des Kaffeebraunen seine Beschäftigungslosig­keit; denn er fühlte sich wohl nur in Bedrängnis und rast­loser Arbeit.

Marianne Imhoff saß in der heißen, schlechtgelüfteten Ka­bine, pflegte den Fiebernden. Beschaute seine lange Nase, die ohne Sattel die Stirn fortsetzte, und die jetzt in dem hagern Gesicht doppelt lang erschien. Beschaute das starke Kinn, die mächtige Stirn, die blank, ungeheuer hoch hinaufragte, da der Schädel des Neununddreißigjäh­rigen sich zu enthaaren begann. Lauschte gespannt auf die Worte, die aus den dünnen, trockenen Lippen kamen. Verstand fast alles, verstand, daß er von Verwaltung re­dete, von Militär, daß er ab und zu einen lateinischen Klas­siker zitierte. Sie hatte in Stuttgart oft Latein gehört, sie mußte lachen über die englische Aussprache des Lateini­schen, und siehe, der Kranke, der bestimmt nicht wußte, daß sie da war, lachte mit.

Da sah Marianne Imhoff, die ihren Gatten Karl Adam liebte, daß sie und dieser Mann Hastings mit dem schwie­rigen Vornamen glücklich zusammen leben würden, und sie beschloß, ihn unter allen Umständen gesund zu pfle­gen. Skandalöserweise wich sie von jetzt an Tag und Nacht nicht aus seiner Kabine.

Als es Mr. Hastings besser ging und er zum ersten Mal ganz klar war, verlangte er nach einem Spiegel. Er war oft in Lebensgefahr gewesen, hatte brenzlige Situationen mit Ruhe gemeistert, die Mahnung des Horaz, in harten Din­gen Gleichmut zu bewahren, war seine Devise. Allein, als er jetzt im Spiegel das abgezehrte, bärtige Gesicht sah, er­schrak er sichtlich und verlangte mit ungewohnter, unge­stümer Nervosität den Barbier. Marianne verstand seine Worte nicht, aber sie erriet. Mit raschem Instinkt fand sie das Rasiermesser, schlug Seife zurecht, machte sich daran, ihn zu rasieren. Er wehrte erschrocken ab; denn das war außerordentlich unschicklich. Doch Marianne beharrte, und im Lauf von dreiviertel Stunden, ihn nur fünf Mal ernsthaft schneidend, stellte sie des früheren Hastings Ge­sicht wieder her.

Mr. Hastings aber spürte während der Prozedur eine tiefe, unschickliche, ihm äußerst willkommene Intimität zwi­schen sich und dieser Frau. Mit der gleichen Kraft, mit der er entschlossen war, Indien vollends zu erobern und zu halten, beschloß er, die Ehe dieser Frau mit dem Baron Imhoff, der ihm nicht unangenehm war, scheiden zu las­sen und sie zur Mrs. Hastings zu machen.

Als er wieder an Deck gehen konnte, bat er den Baron, ihm ein Miniatur-Porträt zu malen. Die andern Passagiere fanden es ein bißchen komisch, daß sich der Erste Rat von Madras von dem zweifelhaften Deutschen porträtieren ließ. Zuerst in seinem kaffeebraunen Rock und dann gar in seinem weinroten Staatsfrack. Es war übrigens nicht zu leugnen, daß der kleine Mann mit der mächtigen Stirn, die ohne Sattel in die lange Nase überging, mit den dicken Brauen und dem starken Kinn in diesem weinroten Frack und mit der großen Perücke imponierend aussah. Selbst der Knabe Karl hatte einen gewissen Respekt vor ihm.

Während der Sitzungen unterhielt sich Mr. Hastings mit Mr. Imhoff über deutsche, englische und indische Rechts­fragen, vor allem über solche, die Ehedinge betrafen. Mr. Hastings hatte politische, militärische, kaufmänni­sche Siege erfochten : keiner hatte den ernsthaften Mann so erfreut wie die Mitteilung, daß vor den fränkischen Gerichten Ehen wegen gegenseitiger Abneigung, wegen Verschiedenheit des Temperaments getrennt werden konnten.

Mr. Hastings wurde jetzt schnell gesund, denn er hatte eine Aufgabe. An die Langwierigkeit orientalischer Ver­handlungen gewohnt, pirschte er sich näher an den flei­schigen, fantastischen Imhoff. Der sah ihn näher kom­men, wußte, daß der Kampf verloren war, ehe er begann. Er liebte Marianne, und Hastings imponierte ihm. Beide waren energischer als er. Er hatte zu viel Fantasie, um energisch zu sein, sah zu viele Wege, um auf einem einzi­gen zu bleiben. So angenehm ihm diese Ehe war, als Fata­list war er achselzuckend bereit, aus ihr genau so heraus­zuschlittern, wie er hereingeschlittert war. Auch hatte die Sache, als Fatalist verschloß er sich dieser Einsicht nicht, ihr Gutes. Aus der weitgeöffneten Hand dieses jungen indischen Eroberers konnte ein kluger Mann viel heraus­holen. Herr von Imhoff tuschte und pinselte an seinen Miniaturen und machte es dem andern nicht leicht. Es bedurfte langer, blumiger Vorverhandlungen, bis endlich Mr. Hastings und Mr. Imhoff einander ihre Gesichts­punkte unmißverständlich darlegen konnten. Dann frei­lich erwies sich, daß sie nicht unvereinbar waren. Mr. Hastings war in Gelddingen ebenso großzügig wie Mr. Imhoff in Sachen des Gefühls.

In der darauffolgenden Nacht hatte der Baron eine Unter­redung mit Marianne. Karl Adam wollte zuerst mondän sein, skeptisch, zynisch, aber es gelang nicht recht. Sein fleischiges Gesicht sah bekümmert aus, alt, und Marianne liebte ihn sehr. Sie versuchte die ganze Geschichte ins Schalkhafte zu drehen, lachte viel mit ihren kleinen Zäh­nen. Doch auch ihr glückte es nicht. Schließlich weinte sie. Das war das zweite Mal während ihres langen Zusam­menseins, daß Karl Adam sie weinen sah; denn, eine Aus­nahme in dieser gefühlvollen Zeit, sie liebte nicht Tränen. Diesmal weinte sie, daß das ganze Kissen feucht war. Sie bemühte sich, durch das Kissen das Geräusch zu dämp­fen, aber der Knabe Karl erwachte, war ungebärdig, wollte Limonade haben, machte Lärm, und die Nachbarn beschwerten sich.

Es wurde dann beschlossen, daß vom nächsten Landungs­platz des Schiffes aus ein Scheidungsgesuch der Eheleute Imhoff an das Nürnberger Gericht abgehen und daß die Eheleute dann so lange in Madras oder am jeweiligen Auf­enthaltsort des Mr. Hastings bleiben sollten, bis das deut­sche Scheidungsurteil eingetroffen sei. Sache des Mr. Ha­stings blieb es, für standesgemäßen Unterhalt des Ehepaa­res zu sorgen, da ja Mr. Imhoff infolge der neuen Disposi­tionen seinen ursprünglichen, Geld verheißenden Plan mit den Miniaturen nicht ausführen konnte. Nach vollzo­gener Scheidung sollte Mr. Imhoff nach Deutschland zu­rückkehren, der Knabe Karl bei der Mutter bleiben.

Dies abgemacht, führten das Ehepaar Imhoff, der Knabe Karl und Mr. Warren Hastings ein einträchtiges Familien­leben an Bord. Herr von Imhoff war einverstanden mit seinem Schicksal. Weniger die andern neununddreißig Passagiere. Am wenigsten die Generalin Clavering. Sie behandelte jetzt die Herren Imhoff und Hastings ebenso eisig wie früher die Mrs. Imhoff.

2

Es dauerte aber sechs Jahre, bis die Scheidung vollzogen war. In diesen Jahren wurde Warren Hastings Gouverneur von Bengalen und Erster Generalgouverneur von Bri­tisch-Indien. Eroberte Indien vollends. Füllte die Kassen der Kompagnie. Brach den bösartigen, verstockten Wi­derstand der Räte, die London ihm auf den Hals geschickt hatte. Ließ zu diesem Behuf den ersten Mann der Einge­borenen an einem Strick aufhängen. Rottete zum gleichen Zweck ein tapferes Volk aus, das ihm sympathisch war, für ein feiges, das ihn anwiderte. Baute Straßen. Linderte Hungersnöte. War gerecht und ungerecht wie der Fluß Ganges.

Marianne Imhoff stand daneben und verstand von all die­sen Vorgängen nichts. Sie führte in Kalkutta fürstlich Haus, zog sich elegant und vielfältig an, brauchte manche tausend Pfund, veranlaßte die eingeborenen Fürsten und großen Herren zu Geschenken, die diese ihr giftig und ungeheuer devot zu Füßen legten, lachte mit ihren kleinen Zähnen, fühlte sich Hastings überlegen und mochte ihn gern, sprach schlecht englisch und lernte nichts zu, und Hastings fand alles an ihr wundervoll. Ihr langer Hals wurde dürr, ihre Züge scharf und der Knabe Karl ein un­gelenker, lauter, unangenehmer Bengel.

Gerade als Mr. Hastings kühn, genial und gesetzlos den Widerstand seiner drei Gegner im Indischen Rat gebro­chen hatte, traf die Scheidungsurkunde des Nürnberger Gerichts ein, und Hastings konnte Mrs. Imhoff ehelichen. Es war aber einer von den drei Räten, die er niederge­kämpft hatte, der General Clavering. Nach dem soeben notdürftig zusammengeflickten Waffenstillstand konnte der General der Hochzeit des Gouverneurs nicht wohl fernbleiben. Zwei Tage vor der Feier erkrankte Clavering nicht unbedenklich. Die Generalin entschuldigte sich, sie müsse ihren Mann pflegen. Doch Hastings, auf Wunsch Mariannens, kam am Tage der Hochzeit persönlich in das Haus des Generals und zwang mit beharrlicher Liebens­würdigkeit ihn und Lady Clavering, an dem Fest teilzu­nehmen.

Marianne Imhoff war die meiste Zeit ihres Lebens glück­lich. Sie war glücklich in Stuttgart, als der weitläufige, ele­gante Baron sie verführte, sie war glücklich, als er sie hei­ratete, sie war glücklich, als sie den kleinen Knaben Karl sich zum ersten Mal an die Brust legte. Sie war glücklich, als der kaffeebraune Mann auf dem Schiff sich für sie er­wärmte, und glücklich über die vielen immer höheren Gipfel seiner Karriere. Doch der glücklichste Tag ihres Lebens war, als die hölzerne Generalin ihr gratulierte.

Übrigens starb General Clavering drei Tage nach der Hochzeit des Gouverneurs, sei es, weil er sich zu viel zu­gemutet hatte, sei es, weil Ärger ihm das Herz zerfraß.

3

Marianne benachrichtigte ihre Mutter Susanna Chapuset von ihrer neuen Heirat und schickte ihr einen großen Wechsel mit. Der Brief lief von Kalkutta nach Plymouth und war schon achtzehn Wochen, nachdem er geschrieben war, in Händen der Mutter Susanna Chapuset. Die alte, selbstbewußte Dame teilte ein wenig die Ansicht des Stuttgarter Hofes, der hochmütig auf den Gouverneur von Indien herabsah. Indien, das war so eine Art Menage­rie, ein Zirkus, sein Gouverneur eine Kreuzung von einem Krämer und einem Dompteur. Sowas konnte in Stuttgart wenig imponieren. Als Marianne zehn Monate nach Ab­sendung ihres Briefes die Antwort ihrer Mutter erhielt, fand sie darin einen herzlichen Glückwunsch, doch dazu die besorgte Erwägung, Marianne habe sich auch diesmal nicht ins Selzhäfele gesetzt. Unter Selzhäfele aber verstand man Töpfe mit Himbeermark, wie man es in Württem­berg besonders lecker bereitete.

4

Sir Warren Hastings, dreiundsiebzigjährig, gegen die Mode in schlichtem, kaffeebraunem Rock, ging allein durch die sorglich gepflegten Gärten seiner Herrschaft Daylesford. Es war ein Junimorgen, sehr früh, Dayles- ford House lag weiß, still, stattlich zwischen seinen wei­ten Parks über dem freundlichen See. Die Dienerschaft begann eben erst sich zu regen. Der alte Herr freute sich, wie gut gewisse Gewächse fortkamen, die er aus Bengalen hierherverpflanzt hatte, bedauerte, daß andere, die Lee- chee-Bäume zum Beispiel, die er mit vieler Mühe aus Ma­dras hatte kommen lassen, hier offenbar keine Früchte tra­gen würden. Er bückte sich, den botanischen Namen des Baumes zu lesen, der ordentlich auf einem Täfelchen ver­zeichnet war: Nephelium Litchi.

Die Sonne kam langsam über den Bäumen herauf. Er be­gab sich ins Frühstückszimmer. Drei Gedecke waren dort bereitet. Ein plumper, grauer Topf fiel ihm auf von einer Art, wie sie in England nicht fabriziert wurde. Er lächelte. Der Topf war wohl für die Besucherin bestimmt, die ge­stern eingetroffen war.

Sieh da, da kam sie schon, eine uralte Dame. Marianne geleitete sie herein, und Hastings begrüßte sie mit unge­heurem Respekt. Es war Mariannes Mutter.

Ja, die alte Baronin Susanna Chapuset hatte endlich von Stuttgart nach Daylesford gefunden. Sie hatte die Tochter nicht wiedergesehen, seitdem sie damals mit Karl Adam von Imhoff nach Nürnberg fuhr. Gehört freilich hatte sie Vieles und Wunderliches über ihre Schicksale. Hatte auch ab und zu sehr reale Lebenszeichen von Marianne erhal­ten, Wechsel, bares Geld. Allein sie war nach wie vor skeptisch geblieben gegen das fremde, wilde Land, in dem Marianne lebte, und nicht geneigt, sich von sowas Zwei­deutigem wie einem Gouverneur von Indien bluffen zu lassen. Erst seitdem die Tochter Herrin auf Daylesford war, begann sie zuzugeben, daß die Heirat mit diesem Mr. Hastings vielleicht doch keine Mesalliance gewesen sei. Und jetzt also, nach fünfunddreißig Jahren, hatte sich die Siebenundsiebzigjährige aufgemacht, sich ihren Schlingel von Schwiegersohn einmal anzuschauen.

Marianne hatte mittlerweile in Indien wie eine Königin residiert. Hatte dem Generalgouverneur viele schwer ein­zurenkende Unannehmlichkeiten bereitet durch Hand­lungen und Reden, die er charmant fand und, wenn es ganz schlimm ging, mit ihrem unvollkommenen Englisch entschuldigte. War dann ihrer Gesundheit wegen, vor ih­rem Mann, nach London gefahren. Dort hatte sie noch manche Generalin Clavering gefunden, die schiefe Blicke auf die zweifelhafte ›divorcée‹ warf, und sich mit Hinge­bung der Aufgabe gewidmet, diese schiefen Blicke grad zu machen. Sie war damit so beschäftigt gewesen, daß sie, als der Generalgouverneur nach seiner Rückkehr wegen sei­ner indischen Taten vom Parlament angeklagt wurde, von diesem Mammutprozeß nicht viel bemerkte. Sie hatte viel Geld verbraucht und ihre zahlreichen Onkel, Tanten, Neffen, Nichten, Vettern, Basen mit freigebiger Hand un­terstützt, natürlich auch ihren weiland Mann, den Baron Imhoff, der jetzt, neu verheiratet, in Deutschland und Österreich herumvagierte. Sie hatte ihrem Sohn Charles, einem dicken, roten, ungeschlachten Menschen, eine glänzende Karriere bereitet. Im übrigen sprach sie jetzt in Daylesford House nicht weniger gebrochen englisch als auf der ›Duke of Grafton‹ und machte, von Sir Warren liebevoll korrigiert, die gleichen Fehler.

Marianne führte ihre Mutter zum Frühstückstisch. Die alte Dame schaute wohlgefällig auf See und Garten. Dann setzte sie sich, überschaute behaglich den Frühstücks­tisch, stutzte, als sie den ungefügen Topf sah. Dachte einen Augenblick nach, brach dann in ein herzhaftes Ge­lächter aus. Es war ein Topf mit Himbeermark, ein echtes, unverfälschtes Selzhäfele aus Württemberg.

Da saßen also die drei, Hastings trank Tee, Marianne und die alte Baronin Kaffee. Lächelnd reichten sich die beiden Damen das Selzhäfele, lächelnd bedienten sie sich. Ma­rianne hatte den Topf nicht ohne Mühe aus Stuttgart be­schafft; aber sie sagte nichts von diesen Schwierigkeiten. Es war nicht nötig. Doch über sehr viel anderes schwitz­ten die beiden Damen in hurtigem Schwäbisch auf einan­der ein.

Sir Warren fand die liebe, gesegnete Mutter seiner Frau wundervoll. Leider nur konnte er von dem, was sie sprach, kein Wort verstehen; denn sie sprach nur deutsch, und das war eine der wenigen Sprachen, die er nicht ver­stand. Gleichwohl hörte er angelegentlich hin, freundlich lächelnd, glücklich.

Die Mutter Chapuset blieb nur vier Tage. Dann brachte Sir Warren sie auf das Schiff und sorgte, daß sie jede Be­quemlichkeit habe. Respektvoll, beflissen, nur leider nicht imstande, ein Wort mit ihr zu wechseln. Lange schaute er dem Schiff nach. Auf der Rückreise, in Lon­don, sprach er im Ostindischen Geschäftshaus vor, um in einer wichtigen Angelegenheit ein Gutachten abzugeben. Er kürzte diese Unterredung nach Möglichkeit ab; denn er hatte Sehnsucht, in Daylesford die Stimme seiner Frau zu hören.